Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 100. Bromberg, den 21. Dezember 1923.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von **Hans Dominik.**

(. Fortsetzung.)

Erik Truwor arbeitete allein im Laboratorium zu Linnais. Nach den Plänen Silvesters baute er den neuen Strahler zusammen. Der Apparat war viel größer als der erste, den die Freunde mit auf die Reise genommen hatten. Der neue Strahler nahm immerhin den Raum eines mäßigen Schrankes ein.

Aber er war geradezu lächerlich klein, wenn man seine Wirkungen betrachtete. Die neue Konstruktion konnte zehn Millionen Kilowatt telenergetisch konzentrieren. Diese Riesenleistung wurde nur dadurch möglich, daß der Apparat die Energie nicht mit den hergebrachten Mitteln erzeugte, sondern nur die überall im Raum vorhandene Energie freimachte.

Es drehte sich um die alte, schon von Oliver Lodge zum Anfang des Jahrhunderts aufgestellte Hypothese, daß in jedem Kubikzentimeter des äthererfüllten Raumes ein Energiebetrag von zehn Milliarden Pferdekraftstunden in latenter Form vorhanden ist. Etwa so, wie die Pulverladung einer Mine Hunderttausende von Metertonnen enthält. Der Fingerdruck eines Kindes genügt, um diese gewaltige Energie zu entfesseln. Es ist nur notwendig, daß dieser schwache Druck die Knallkapsel zur Entzündung bringt, die dann die Mine detonieren läßt.

„Das Problem der telenergetischen Konzentration ist praktisch gelöst." Stolz und siegesgewiß hatte Silvester die Worte gesprochen. Wenige Stunden, bevor er in windender Sturmfahrt nach Westen aufbrach, um von dort sein Liebstes zu holen.

Die letzte Schwierigkeit, die noch zu lösen blieb, betraf das genaue Zielen. Es war notwendig, das entfernte Objekt, auf welches der Energiestrom gerichtet wurde, zu sehen. Erik Truwor fühlte die reine Freude eines intellektuellen Genusses, als er die Aufzeichnungen Silvesters durchlas. Die aus dem Strahler entsandte Formenenergie reflektierte zu einem winzigen Teile von der Konzentrationsstelle zum Strahler zurück und entwarf hier ein optisches Bild dieser Stelle. Jetzt, da er las, schien es ihm beinahe trivial einfach. Eine simple Rückmeldung, wie sie in der Technik an tausend Stellen seit hundert Jahren gebräuchlich war. Nach der Theorie mußte sich auf der weißen Mattglasscheibe des neuen Strahlers ein genaues Bild des Ortes zeigen, an dem die Energie sich konzentrierte.

Er schaltete den Apparat ein. Nebel wallten auf der Scheibe hin und her. Es flimmerte durcheinander. Gestalten wollten sich bilden, doch es wurde kein klares Bild.

Noch einmal überprüfte er die Schaltung. Dann machte er sich an die Arbeit. Die Stunden verrannen. Er spürte es nicht. Die Mitternacht verstrich, und der Morgen kam. Niels Nielsen, der alte, noch vom Vater übernommene Diener, fand seinen Herrn im Laboratorium in die Arbeit versunken.

„Herr Erik, Ihr Bett blieb unberührt."

Erik Truwor winkte ab und riß ärgerlich einen Draht heraus, den er falsch geschaltet hatte.

„Stören Sie mich nicht." Der Diener ging.

Stillschweigend erschien er wieder und stellte eine Platte mit kalter Küche auf einen Seitentisch.

Erik Truwor hatte die Schaltung vollendet. Schaltete ein und sah noch weniger als zuvor. Ein schwererer Fehlschlag! Rastlos arbeitete er weiter.

Erik Truwor spürte Hunger. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er seit vierzehn Stunden im Laboratorium arbeitete.

Automatisch begann er zu essen. Der starke schwarze Kaffee erfrischte ihn. Während er aß und trank, gewann er Distanz zu seiner Arbeit. Er fand die Kraft, völlig von neuem zu beginnen. Er prüfte die Schaltung Silvesters. Hier war eine Verbesserungsmöglichkeit.

Die sekundären Erscheinungen mußten zurückgehalten werden. Es bestand die Gefahr, daß sie den gewollten Effekt überwucherten.

Erik Truwor arbeitete. Und aß in langen Pausen. Die zweite helle Nordlandsnacht brach herein.

Der Diener kam. „Vielen starken Kaffee." Mit dem Befehl jagte ihn Erik Truwor aus dem Laboratorium.

Die Vorzüge der veränderten Schaltung wurden ihm immer einleuchtender, je weiter er baute und schaltete.

Die zweite Nacht verging und der zweite Vormittag. Er zog die letzte Schraube fest und suchte seiner Aufregung Herr zu werden.

Mit zitternder Hand schaltete er den Strahler ein. Nebel zogen über die Mattscheibe.

Er regulierte an den Mikrometerschrauben. Der Nebel löste sich. Blaue und grüne Flächen wurden sichtbar.

Er mußte sich setzen. Die Knie versagten ihm. Dann ein gewaltsames Aufraffen. Ein letztes Drehen an der Feinstellung. Scharf und deutlich zeigten sich die Föhren, die zwanzig Kilometer entfernt am Unterlaufe des Tornea standen. Erik Truwor kannte die Stelle.

Die Mattscheibe bot ein Bild, wie man es seit langen Jahren in der photographischen Kamera beobachten konnte. Doch das Bild hier wurde auf ganz andere Weise gewonnen. Es kam nicht rein optisch, sondern energetisch zustande.

Der Wurf war geglückt. Er stellte den Strahler ab und warf sich erschöpft auf das Ruhebett im Laboratorium.

Mit offenen Augen lag er dort und starrte zur Decke. Die Macht lag jetzt in seiner Hand. Die Macht, die Menschen nach seinem Willen zu zwingen. Zu Asche zu verbrennen, was ihm widerstrebte. Eine Macht, wie sie nie zuvor ein einzelner Mensch besessen hatte.

Er fühlte die furchtbare Verantwortung, die mit der Macht verbunden war . . . und dann wurden seine Gedanken sprunghaft. Die Natur forderte ihr Recht. Die Augen fielen ihm zu. Nach vierzig Stunden intensivster Arbeit verlangte der Körper Ruhe.

Es wurde nur ein fieberhafter Halbschlaf. Der Geist war zu erregt und riß den Körper mit.

Er fuhr empor. Drei Stunden hatte er im Halbschlummer gelegen. Im Augenblick war er wieder vollkommen wach. Der Schreiber der drahtlosen Station hatte in der Zwischenzeit gearbeitet. Er las die Zeichen auf dem Papierstreifen: „Haben den Ring. Gehen nach Elkington, Reynolds-Farm, Jane zu holen."

Er rieb sich die Stirn. Jane nicht in Trenton? Aus dem Atlas entnahm er die genauen Koordinaten und richtete den Strahler. Die Nebel wogten. Jetzt ruhigere Linien.

Grünes Feld. Ein Farmhof. Er regulierte und konnte jede Fuge und Maserung der Hoftür erkennen.

Eine Gestalt schritt von links her in das Bild ... Silvester Bursfeld. So scharf und deutlich, als ob er in Greifweite stünde. Silvester kam allein und hatte nicht einmal den kleinen Strahler an der Seite.

Erik Truwor wollte dem Freunde etwas zurufen und vergaß, daß er durch tausend Meilen von ihm getrennt war.

Eine andere Gestalt hob sich auf der Bildfläche ab. Ein schwarzes, häßliches Negerweib. Erik Truwor sah, wie sie Silvester vom Hofe zu weisen versuchte, wie der Freund sie zurückdrängte und der Haustür zuschritt. Wie das Negerweib ihn zurückzustoßen versuchte. Wie der sonst so gutmütige ruhige Silvester plötzlich den Arm hob, das Weib weit von sich schleuderte und in das Haus stürmte. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß, und Viertelstunden verstrichen.

Erik Truwor empfand eine wachsende Unruhe. Er vermißte den kleinen Strahler an der Seite Silvesters. Diese winzige, aber furchtbare Waffe, die ihn gegen jeden Angriff geschützt hätte. Und er vermißte Atma. Wo blieb der Inder? Die zweite Frage beunruhigte ihn fast ebenso stark wie die erste. Gewaltsam zwang er sich zur Ruhe.

„Sie müssen packen ... natürlich ... es ist klar, daß Jane nicht, wie sie geht und steht, nach Europa fahren kann ... Eine Stunde Zeit gebe ich ihnen ... dann ...“

Er betrachtete das Dach des Farmhauses. Ob es wohl gut brennen mochte, wenn er den Strahler auf den Dachfirst wirken ließ? Die Holzschindeln sahen ganz danach aus. Rissig, von der Sonne ausgedörrt. Es mußte ein gewaltiges Feuer werden.

Dann überdachte er die Folgen. Es konnte zu gut brennen. So schnell, daß die Flammen den Ausgang sperrten, bevor die Liebenden die Gefahr erkannten. Er durfte es nicht wagen, die Säumigen durch die Gewalt der telenergetischen Konzentration aus dem Hause zu treiben. So saß er mit steigender Ungeduld. Hoffte vergebens, daß Silvester wieder erscheinen oder Atma auftreten würde.

Ein silberner Fleck am blauen Himmel erregte seine Aufmerksamkeit. Mit der Lupe betrachtete er die Stelle auf der Mattscheibe.

Kein Zweifel, es war R. F. c. 1, der Rapid Flyer, der dort heranzog. Er kannte die Formen des Flugschiffes.

Erleichtert atmete er auf.

Atma kam mit R. F. c. 1, um die Säumigen zu holen. Mochte er gesteckt haben, wo er wolle ... Atma war da. Jetzt mußte alles zu einem guten Ende kommen.

Das Flugschiff kam schnell heran. Hinter dem Farmhaus ging es nieder. Jetzt entschwand es den Blicken Eriks. Die Silhouette des Farmhauses schob sich dazwischen.

... Warum landete Atma nicht auf dem Farmhofe? ... Vielleicht war der Platz hinter dem Hause für den Wiederaufflug geeigneter.

Erik Truwor wartete ... und sah fünf Gestalten über den Hof laufen ... In das Haus verschwinden.

„Atma ist da ... Atma kam zur rechten Zeit ... Es wird noch alles gut.“

Mit diesen Worten suchte sich Erik Truwor zu beruhigen. Er hatte unter den Fünfen die Gestalt Glossins erkannt. Nach den Schilderungen, die ihm Silvester gegeben. Das Nachziehen des rechten Fußes. Der stechende Blick. Es war unverkennbar. Aber er hoffte, daß Atma mit R. F. c. 1 hinter dem Hause lag. Hoffte, daß der Inder eingreifen und die Widersacher zerschmettern würde.

Minuten verstrichen. Nicht viele.

Die Tür des Farmhauses öffnete sich.

Einer der Männer trug etwas Helles auf den Armen... Jane... bewußtlos. Ihr Antlitz war weiß. Ihr Kopf lag schlaff und kraftlos auf der Schulter ihres Trägers. Dann zwei andere. Sie schleppten Silvester. Hatten ihn gefesselt und trugen ihn wie ein Stück Holz über den Platz.

Zuletzt Dr. Glossin. Ein Lächeln der Befriedigung auf den Zügen.

Lodernder Zorn packte Erik Truwor. Er faßte den Strahler und gab Energie.

Zwanzig Meter hinter dem Doktor glühte der Sand des Hofes hell auf. Schmolz in Weißglut und strahlte Hitze.

Der Arzt warf einen Blick rückwärts und begann um sein Leben zu laufen. Mit schleifendem Fuß jagte er über den Hof und zog einen feurigen Strudel hinter sich her, denn mit der Mikrometerschraube brachte ihm Erik Truwor die Glut des Strahlers nach ... und zerriß dabei in der Aufregung einen Draht des Fernsehers.

Das Bild erlosch. Tausend Meilen trennten Erik Truwor von Reynolds-Farm. Erst jetzt kam es ihm zum Bewußtsein.

Mit fiebernden Händen suchte er nach dem zerrissenen Draht. Er mußte sich zur Ruhe zwingen. Mußte mit unendlicher Geduld eine Schraube lösen, den Draht fassen, vorziehen und wieder festschrauben. Kostbare Minuten verstrichen darüber. Nun endlich war die Verbindung wieder hergestellt. Das Bild erschien von neuem auf der Mattscheibe. — Der Hof war leer.

Rätsel und Geheimnisse, die er nicht zu lösen vermochte. Hatte Atma eingegriffen, die Gegner vernichtet? Brachte er jetzt Silvester und Jane im Flugschiff heim?

Erik Truwor wußte es nicht. Er war verurteilt, hier zu sitzen und zu warten. Einen Schwur leistete er sich. Das Feuer des Strahlers auf Glossin niederfallen zu lassen, sobald er ihn wieder vor die Augen bekäme.

*

Im Walde von Elkington lag R. F. c. 1 zwischen Haselsträuchern und Brombeerranken. Wenige Schritte davon entfernt saß Atma im Gras und wartete. Seine Züge verrieten Unruhe. Er war blaß, soweit die dunkle Haut eines Inders zu erblassen vermag, und abgespannt. Die ungeheuere Anstrengung seines Kampfes mit Glossin wirkte noch in ihm nach. Er versuchte es, sich zu sammeln, neue Kraft aus den Meditationen und Selbstversenkungen seiner Religion zu schöpfen.

Die Sonne warf ihre Strahlen von Westen her schräg durch die Zweige und malte streifige Schatten auf den grünen Grund. Der Inder faßte seinen Schatten ins Auge und beobachtete, wie der dunkle Streifen ganz langsam weiterkroch. Halme, die eben noch lichtgrün schimmerten, wurden ganz allmählich dunkel und farblos. Auf der anderen Seite tauchten Spitzen und Blätter ebenso sacht und allmählich wieder in leuchtendes Sonnengold. Die Betrachtung dieser langsamen Veränderung, des steten und ruhigen Wechsels der Dinge tat Atma wohl. Sein Nervensystem fand allmählich die Ruhe wieder. Alle seine Sinne konzentrierten sich auf den wandernden Schatten und einen Steinbock, der noch etwa einen Fuß von dem Schatten entfernt war.

„Ich will warten, bis der Schatten den Stein berührt. Ist Logg Sar dann mit dem Mädchen noch nicht zurück, dann will ich gehen und sie holen.“

Er sprach es zu sich selbst, und nachdem er sich so die Zeitspanne gesetzt hatte, verharrte er regungslos, von der Sonne beschienen, in die Betrachtung des wandernden Schattens versunken und spürte, wie ihm Minute um Minute die alte Kraft und Ruhe zurückkehrte. Die Eidechsen kamen neugierig hinzu und liefen furchtlos über seine Füße. Eine Haselmaus führte dicht vor ihm ihren possierlichen Tanz auf, ohne sich um den regungslosen Körper zu kümmern. Jetzt streifte der Schatten den Stein. Soma Atma erhob sich. Erschreckt entflohen die Tiere des Waldes. Ein kurzer Blick auf das Chronometer. Zwei Stunden waren verflossen, seitdem Silvester von ihm ging, hinein nach Reynolds-Farm, das Mädchen zu holen ... zwei Stunden. Atma erschrak. Zwanzig Minuten hätten genügen müssen. Auch dann noch, wenn die Liebenden ein langes Wiedersehen feierten.

Mit langen Schritten eilte er der Farm zu. Die Flügel der Hoftür waren nur angelehnt. Er schritt über den Hof in das Wohnhaus und fand es verlassen. Der Vorraum leer. Der große Wohnraum ohne eine lebende Seele. Aber die Unordnung verriet deutlich einen stattgehabten Kampf. Drei Stühle umgeworfen. Die Tischdecke in Falten. Ein Glas zerbrochen am Boden. Und dort Logg Sars Hut. Seine Handschuhe ...

Während er den Raum verließ und die Treppe weiter hinaufstieg, malte sein Geist sich plastisch die Szenen aus, die sich hier abgespielt hatten während der Stunden, in denen er dort draußen im Walde ruhte, wartete und frische Kraft sammelte.

Es wäre niemals passiert, wenn er bei voller Kraft gewesen wäre. Dann hätte er mit wachem Nervensystem das kommende Unheil rechtzeitig gespürt.

Nun hatte er das Ende der Treppe erreicht. Ein turmartiger Erker bot Aussicht nach allen Seiten. Atma trat an die Scheiben, durchspähte den klaren Abendhimmel und sah in der Richtung auf Westen einen hellen Fleck seine Bahn ziehen. Ein Flugschiff ... Zu dieser Zeit ... in dieser Höhe. Es konnte nur von Elkington her kommen. Noch war es Zeit. In langen Sätzen sprang der Inder die Treppe hinunter und eilte dem Walde entgegen, wo R. F. c. 1 unter Ranken und Kräutern neuen Flügen entgegenharrte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Winterſonnenmärchen.

Von Otto Ernſt.

... Geſtern in der Dämmerung vernahm ich hinter den winterlichen Nebelhüllen ein Licht und ein Klingen. Es war wie ein blinzelnder Stern, ein verirrter Klang ...

Denn nun beginnt ja ſchon die große, heilige Dichtung, die die Leute „Weihnachten" nennen.

So ſchöne Dichtungen gibt es nur noch wenige. Eine heißt: „Entſchwundene Kindheit"; eine andere: „Der nächſte Frühling". Weiß jemand noch eine?

Es iſt ganz unbeſtimmt, wie lang die ſchöne Dichtung iſt, die „Weihnachten" heißt. Es iſt ſchon eine hübſche Zeit her, daß ich in erſter Frühe aus dem Schlafe geweckt wurde durch ein eifriges und andauerndes Geplapper. Das Geplapper kam aus der Schlafſtube der Kinder. Es war noch ganz dunkel. Ich horchte.

Sechsundſechzigmal!

„Nein, ſiebenundſechzigmal! Sieh mal: heut iſt der achtzehnte, nicht? Bleiben alſo noch dreizehn Tage."

„Zwölf!"

„Ach Junge! Oktober hat doch einunddreißig!"

„Na ja: dreizehn."

„Und November hat dreißig, macht dreiundvierzig, und dann noch vierundzwanzig vom Dezember, macht ſiebenundſechzig. Noch ſiebenundſechzigmal ſchlafen, dann iſt Weihnachten."

„Hm ..."

So früh ſchon vernehmen die Kinder aus dem Winterdunkel das ferne Schimmern und Singen ...

Und dann ziehen ſie jeden Morgen eins ab: jetzt noch ſechsundſechzigmal ſchlafen ... jetzt noch fünfundſechzigmal ...

Ganz ſo früh fängt für mich das Weihnachtslied nicht an. Aber doch ſchon früh. Der erſte hergewehte Hauch eines nahenden Geſanges iſt ſo ſchön in ſeiner geheimen Ahnungsfülle!

Wir haben immer unſere ſtille Freude an einem Experiment, meine Frau und ich. So um den September und Oktober herum ſind die älteren unter den Kindern noch feſt überzeugt, daß der Weihnachtsmann nirgends anders exiſtiere als im Portemonnaie des liebenswürdigen Vaters. Natürlich genießen ſie volle Glaubensfreiheit. Nur gelegentlich fällt ein Wort, daß man den Knecht Ruprecht auf der Straße getroffen, ſich längere Zeit mit ihm über die diesjährige Tannen- und Puppenernte unterhalten habe, daß geſtern abend ſein rauhhaariger Kopf hinter den Eisblumen des Fenſters aufgetaucht ſei ...

Im November etwa werden die rationaliſtiſchen Überzeugungen ſchwankend; die Nachrichten vom Weihnachtsmann werden mit einem merkwürdigen Schweigen aufgenommen. Wenn man ganz heimlich um den Lampenſchirm herumſchaut, dann ſieht man große, ſtille Augen mit nachdenklichem Blick in die Ferne gerichtet. In einem Augenblick der Stille hört man ein tiefes Atmen. Im Dezember erfolgt dann die Kapitulation. Man nimmt den Glauben an den allein ſelig machenden Weihnachtsmann an und entſagt dem heidniſchen Glauben an das Portemonnaie. Wer jetzt noch Zweifel äußert, wird von den anderen ſchon entrüſtet zurechtgewieſen. Tout comme chez nous. Wenn dann der heilige Abend da iſt und man hinter der Tür mit gräßlich verſtellter Stimme fragt: „Seid ihr denn auch artig geweſen?" — dann kann es allerdings geſchehen, daß gerade das Jüngſte mit pietätloſer Unſchuld antwortet: „Ja, Papa!" Den anderen ſagt ein ſicherer Inſtinkt, daß zu viel Gehör in dieſem Augenblick inopportun wäre, daß ein ſtillſchweigendes sacrifizio dell' intelletto genau ſo ausſieht wie Frömmigkeit uſw. Nachher freilich, wenn ſie ihre Geſchenke weg haben und der dunkle Tannenbaum ſeine goldenen Augen aufgeſchlagen hat, dann ſchreien ſie: „Ätſch, ich hab wohl gehört, daß du es warſt, Papa, du haſt ſo tief geſprochen: „Wuwuwuwu ..." Dann ſind ſie frech, dann iſt die ganze Bande wieder ungläubig.

Die Kleinen erinnern einen halt ſo oft an die Großen.

Und näher rückt die Zeit — „jetzt noch zehnmal ſchlafen" ... jetzt noch neunmal" ... Da kommen ſie überall her auf weichen, weißen Schwingen, die ſchönen Weihnachtslieder. Sind ſie wirklich alle ſo ſchön, oder iſt es nur, weil bei jedem Ton eine ganze vergangene Weihnacht heraufſteigt? Und dann tönt wieder die liebliche Geſchichte von dem Kindlein in der Krippe, von der Herrlichkeit, die ſich auftat über den nächtlichen Hirten, und von dem Stern, der über der Hütte von Bethlehem ſtand. Es war ein großer, reiner, ſanfter Stern. Seine Schönheit leuchtete allen Landen; aber vor allem herrlich ſchaute er herab auf Germaniens weißſtarrende Winterwälder, auf Deutſchlands nebelrauchende Wieſen! Die Kinder Germaniens lieben aus innerſter Seele das Licht, das durch ſchweigende Nebel dringt: das feuchte Silber der Wintermorgenſonne, der Elfen nächtlich wogende Schleier, durch die das ſtille Auge des Mondes blickt. Wenn die Äſte krachen unter der Laſt des Eiſes und ſchweigender Schnee ſeine Schwelle längſt ſchon begrub, dann ſteht der Deutſche am dunklen Fenſter und ſpricht mit dem letzten roten Schimmer der ſinkenden Winterſonne.

Dies iſt ihm das rechte Neujahrsfeſt; es iſt Winterſonnenwende. Heute denkt er zurück, wen er zu ſehr gehaßt, wen er zu wenig geliebt. Er ſieht im müden, warmen Lichte der letzten Röte den Nachbar Fuhrmann nach Hauſe kommen, den Tannenbaum unter dem Arm, daß die Spitze durch den Schnee ſchleift. Ein Hündchen ſpringt über den Weg und kehrt wieder ins Haus zurück. Wer wollte denn heut nicht daheim ſein? Weihnacht feiert wohl ſelbſt der Stein am Wege. Über allem iſt ein lächelnder, unerſchütterlicher Wille zum Frieden ausgebreitet. Und ganz am äußerſten Rande des weiten Schneefeldes ſieht nun der Deutſche ein niedriges Dach, und über der ſchneeverwehten Hütte entzündet ſich mehr und mehr ein Stern. Und ganz — ganz leiſe und ganz fein — aber doch ſo klar — und ſo ruhevoll kommt es dahergezogen, ein Lied, ach ein feines, wunderbares Lied:

„Es iſt ein Reis entſprungen
aus einer Wurzel zart.
Wie uns die Alten ſungen,
von Jeſſe kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht."

Das iſt ein deutſcher Sang. Denn das erquickt den Deutſchen am innigſten, wenn aus dem verſchneiten Winterdunkel ein Schimmer dringt, wenn aus totenſtillen Winternebeln langſam die Sonne des kommenden Frühlings blüht.

Und wenn nun hinter ihm im Dunkel der geſchmückt ſchon harrende Baum mit leiſem Geräuſch die Zweige dehnt — und wenn die Kinder vor der Tür ſtehen und die ſchwellenden Wünſche in ihren Herzen aufbrechen zu heißblühendem Verlangen — dann iſt das Winterſonnenmärchen auf ſeinem Gipfel, dann wirkt ſie ihren höchſten Zauber, die heilige Dichtung, die die Menſchen „Weihnacht" nennen.

Es gibt nur noch wenige Dichtungen, die ſo ſchön ſind. Eine heißt „Entſchwundene Kindheit", eine andere „Der nächſte Frühling." Weiß jemand noch eine?

Männer.

In einem ſoeben erſchienenen Heft der „Dame" finden ſich die folgenden Aufzeichnungen über die armen Mannsleute. Sie mögen ſich damit tröſten, daß der Verfaſſer ſelbſt zu der ſo ironiſch betrachteten Menſchenklaſſe gehört. Es iſt der Romanſchriftſteller Ludwig Wolff.

Ich habe während meines ganzen Lebens immer das heftigſte Mitleid mit Männern gehabt. Die ich liebte, haben mir am meiſten leid getan.

*

Was für kümmerliche und armſelige Geſchöpfe ſind Männer! Gott hat ſie ſchwer geſchlagen.

Sie können nicht gehen.

Sie watſcheln wie eifrige Enteriche, oder ſie ſchreiten pathetiſch, berſtend vor Würde. Enteriche und Hähne. Ein Drittes gibt es nicht. (Der Wandervogeltypus iſt nur eine Zwiſchenſtufe.)

*

Sie können nicht ſprechen.

Sie ſind zu laut oder zu leiſe. Die bedeutend erſcheinen wollen, ſchweigen. Das ſind die idiotiſchſten. Sie ſprechen von ihren Geſchäften oder von der Kunſt. In den Balzzeiten von Liebe.

Die von Geſchäften ſprechen, ſind Künſtler. Von Kunſt reden nur Kaufleute. Politiker aber ſind geſchlechtslos.

Sie können nicht lieben, denn ſie ſind ſtets auf ihre eigenen ſchäbigen Vorteil bedacht.

Sie ſind zu mager oder zu dick, zu jung oder zu alt, zu ſchüchtern oder zu frech, zu geſund oder zu krank, Dandy oder Jägerhemd-Apoſtel.

Sie ſind zu dumm oder zu klug. Die zu Klugen wiſſen, daß ſie dem Inſtinkt der einfältigſten Frau unterlegen ſind, und weichen uns aus. Die zu Dummen ſtellen unſere Minderwertigkeit feſt. Die weder zu dumm noch zu klug ſind, taugen nur zu Ehemännern.

Sie tragen Bärte, die unſere Magennerven zur Empörung bringen, oder ſie haben glattraſierte Geſichter, die

sie greisen Knaben ähnlich machen. Sie riechen nach Tabak oder strömen den Duft ihrer Persönlichkeit aus.

Ahnen die Unglücklichen, welche Hemmungen eine Frau auch die liebende, überwinden muß, um solch unbebartetes oder stachelhaariges Antlitz zu küssen? Schließen wir nicht die Augen, wenn wir küssen?

*

Und dennoch küssen wir? Hören nicht auf, diese kümmerlichen und armseligen Geschöpfe mit Liebe zu überschütten und uns für sie zu opfern?

Erbarmen verführt unsere Herzen und macht sie wehrlos. Das ist die klare Wahrheit.

Ich habe während meines ganzen langen Lebens immer das heftigste Mitleid mit den Männern gehabt, die ich liebte. Der einzige, der mir nicht leid tat, den habe ich geheiratet.

Unterrockpolitik.

In einem Leitartikel hatte die „Ostpr. Zeitung“ unter Beziehung auf eine Abgeordnete der Deutschen Volkspartei, die politischen Extratouren nicht abgeneigte und im Volksmund „Katinka“ zubenannte Frau von Oheimb, von einer „Unterrockpolitik“ gewisser Reichstagskreise gesprochen. Diese Unterstellung hat Frau von Oheimb sichtlich erregt und zu folgendem Brief ermuntert, der zumindest auf die Zweckmäßigkeit des passiven Frauenwahlrechts negative Schlüsse zuläßt:

An die Redaktion der „Ostpreußischen Zeitung“,
Königsberg.

Ich habe mit Interesse Ihren Leitartikel „Auf der Suche nach einem Ausweg“ gelesen. —

Sie müssen weiter suchen, und damit Ihnen das Suchen leichter wird, teile ich Ihnen mit, daß ich der Mode entsprechend momentan keine Unterröcke trage.

Ich werde nicht verfehlen, meinen Freunden aus der Deutschnationalen Partei die unanständige Kampfesweise Ihres Blattes mitzuteilen.

gez. Katarina v. Oheimb, M. d. R.

Die „Ostpr. Ztg.“ nimmt die Unterrocklosigkeit der Volksvertreterin in folgendem Knüttelverse zur Kenntnis:

Im Rahmen einer Zeitungskritik
Sprach man von Unterrock-Politik;
Doch die modische Dame,
Kathinka ihr Name,
Hat das verstimmt,
Sie schreibt drum ergrimmt:
Ich verbitte mir sowas, zum Donnerschock,
Ich trag' überhaupt keinen Unterrock!
Wir glauben's gerne, statt manchem Mann
Hat manche Frau manchmal die Hosen an,
Wir rufen deshalb: Heil und Sieg
Der Kombination-Politik! —

Die Bulldogge im Omnibus.

Ein amüsanter Auftritt spielte sich, wie das „Petit Journal“ versichert, in einem Omnibus am Boulevard Haußmann ab. Als der Kondukteur in den Wagen trat, sah er zu seinem Entsetzen einen mächtigen Bulldogg gleich zwei Plätze auf einmal auf der Bank einnehmen.

„Bitte hinaus mit dem Hunde!“ wandte er sich an den daneben sitzenden Herrn.

„Fällt mir gar nicht ein!“ erwiderte der Fahrgast.

„Dann bitte, mit mir zu kommen!“

„Denke gar nicht daran.“

„So werde ich einen Polizisten holen lassen.“

„Meinetwegen zwei, und was dann?“

„Und dann? Das werden Sie ja sehen.“

„Nun, so werden wir's eben sehen!“

Majestätisch erscheint der Vertreter des Gesetzes und versucht es erst mit der väterlichen Milde:

„Aber Sie wissen doch, daß es nicht erlaubt ist, Hunde in den Omnibus mitzunehmen!“

„Habe ich auch nie bestritten.“

„Dann gehen Sie doch mit dem Hunde weg!“

„I wo!“

„Dann geben Sie mir Ihren Namen an, Vornamen, Stand und Adresse.“

„Gern, weshalb denn nicht, wenn Sie das interessiert.“

„Ich muß doch ein Strafprotokoll gegen Sie aufnehmen.“

„Sie scherzen, weshalb denn?“

„Weshalb?“ Weil Sie Ihren Hund nicht hinausschaffen wollen.“

„Das hätten Sie mir doch gleich sagen sollen,“ versetzte der Passagier mit dem verbindlichsten Lächeln; „das ist ja gar nicht mein Hund!“

In der Tat gehörte das Tier einem Engländer, der mit größtem Interesse dem Auftritte gefolgt war, dann sich erhob und mit dem Hunde verschwand.

Bunte Chronik

* **Der Schuß im Nebel.** Der Besitzer des Gutes Kraschnitz bei Militzsch (Schlesien), Graf Werner von d. Recke von Volmerstein war mit mehreren Begleitern ausgezogen, um den überhand nehmenden Wilddiebereien und Fischräubereien auf die Spur zu kommen. Zwischen dem Grafen und dem Landjäger Franke war eine bestimmte Stelle vereinbart, an der sich der Landjäger und der Förster aufhalten sollten, während der Graf und ein Feldhüter an einer anderen Stelle sich auf die Suche machten. Die Nachforschung begann gegen 3 Uhr morgens. Ein Fernblick war durch starken Nebel unmöglich. In der sechsten Morgenstunde hörten der Landjäger und der Förster schleichende Schritte und Franke rief, in der Annahme, es handele sich um Fischdiebe: „Waffen weg, Hände hoch!“ Da kein Gegenruf erfolgte, gab er einen Schuß ab, der sofort erwidert wurde ohne zu treffen. Nun gab der Förster noch einen Schrotschuß ab, da man mit Sicherheit annahm, man habe es mit Dieben zu tun. Da hallte ein Aufschrei durch den Nebel, und den beiden zustürzenden Beamten zeigte sich ein furchtbares Bild: Graf Recke stand noch aufrecht, sank aber sofort dem Landjäger tot in die Arme; die Kugel hatte das Herz durchbohrt. Neben dem Grafen lag der Feldhüter, der die Schrotladung des Försters erhalten hatte, aber nicht lebensgefährlich verletzt war. Der Landjäger, der als pflichtgetreuer Beamter bekannt ist, stellte sich sofort nach dem tragischen Ereignis dem Militzscher Landrat.

*

* **Der englische Mäusekrieg.** In England ist zurzeit der Krieg gegen die Mäuse unter Aufsicht der Behörden in vollem Gange. Man veranstaltet überall Versammlungen und trifft energische Maßnahmen, um den Verbreitern von allen möglichen Krankheiten den Garaus zu machen. Für das Unternehmen haben alle Klubs Preise gestiftet. Hierzu bemerken die „Times“, im Vereinigten Königreich gebe es ebenso viel Mäuse wie Menschen. Wenn man bedenkt, daß jede Maus im Jahre Lebensmittel im Wert von 1 Pfund Sterling vertilgt, so berechnet sich der Schaden, der dem Lande aus der Mauseplage erwächst, auf rund 60 Millionen Pfund Sterling. Wie ein anderes Londoner Blatt zu melden weiß, sind mehr als hunderttausend Personen mit Fallen, Gift und anderen Vertilgungsmitteln ausgerüstet, um die Jagd mit allem Nachdruck zu betreiben. In verschiedenen Gegenden kommen auch Giftgase zur Verwendung. Der Ackerbauminister wird innerhalb von 8 Wochen das Ergebnis dieses Mäusekrieges öffentlich bekanntgeben.

*

* **Gaskrieg gegen Klapperschlangen.** Die giftigen Gase, die während des Weltkrieges als Kampfmittel dienten, werden jetzt zu heilsameren Zwecken verwendet, indem man sie zur Vertilgung schädlicher Tiere auszunützen sucht. Es sind schon verschiedene geglückte Versuche unternommen worden, um die so überaus gefährlichen Schädlinge der Insenktenwelt zu „vergasen“. Jetzt will man mit Giftgas auch gegen andere Tiere vorgehen. Wie in der „Umschau“ mitgeteilt wird, hat der Leiter des amerikanischen Militär-Sanitätswesens angeordnet, bei San Marcos in Texas verschiedene Gase, wie Senfgas, Chlor und Phosgen, daraufhin zu untersuchen, ob sie für die Ausrottun gder Klapperschlange verwendbar sind.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Tragödie.** Ein junger Dramatiker erschien beim Theaterdirektor und erkundigte sich schüchtern nach dem Schicksal seines Bühnenmanskripts. „Eine Schwierigkeit ist leider vorhanden,“ sagte der Direktor, „ich habe es von vier verschiedenen Leuten lesen lassen, und jeder sagt, wenn ein Akt herausgenommen wird, wird es gut.“ — Der schüchterne Dramatiker seufzte erleichtert: „Aber bitte, Herr Direktor, das geht doch durchaus. Dann wird eben aus dem Vierakter ein Dreiakter.“ — „Nee,“ sagte der Direktor, „leider Gottes wünscht jeder von den vieren einen anderen Akt weg!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.